

Es war kurz vor Mitternacht, als Emma Caldrige die blutige Opfergabe auf ihrer Anrichte fand. Sie hatte noch gearbeitet und in dem provisorischen Labor, das sie sich in der Garage des von ihr gemieteten Ferienhauses eingerichtet hatte, Testreihen vorbereitet und Proben geordnet. Sie war nur ins Haus gekommen, um sich eine frische Tasse Kaffee zu holen.

Eine kleine Votivkerze, ein Häufchen Federn und ein abgehackter Hahnenfuß waren zu einem Dreieck angeordnet. Darum herum hatte jemand, scheinbar mit Blut, ein rotes Pentagramm gemalt. Emmas Firma, Pure Chemistry, hatte ihren Sitz in Miami, daher waren ihr Santería-Altäre mit ihren Tieropfern und komplizierten Ritualen nicht unbekannt. Aber das hier war etwas ganz anderes. Das hier war Voodoo.

Emma stand reglos da und horchte, ob sich vielleicht noch jemand im Haus befand. Es war dunkel im Zimmer, die Welt schlief. Sie hörte das entfernte Rauschen der Brandung und den Wind, der draußen durch die Bäume strich, jedoch nichts, was auf Eindringlinge hingedeutet hätte. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, trotzdem blieb sie ganz still stehen. Falls die Eindringlinge noch da waren und damit rechneten, dass sie losschreien oder in Panik geraten würde, so wartete eine herbe Enttäuschung auf sie.

Emma war Gefahr gewohnt, und obwohl sie seit längerem nicht mehr auf die Probe gestellt worden war, waren

Haus in den Garten. In der Garage befand sich ihre gesamte Arbeit. Arbeit, von der die Zukunft ihrer Firma abhing. Die Vorstellung, jemand könnte sie zerstören, ließ ihr Herz noch schneller schlagen. Als sie sich der Garage näherte, sah sie einen Mann vor dem Tisch mit ihren sorgfältig präparierten Objektträgern stehen. Er machte eine ausholende Armbewegung, und Emma musste in fassungslosem Entsetzen mit ansehen, wie Teströhrchen, Gläser und Petrischalen – die Ergebnisse von sieben Tagen harter Arbeit – auf dem Zementboden zu Bruch gingen. Sie rannte weiter und spürte kaum den spitzen Kies der Einfahrt unter ihren nackten Fußsohlen.

Die Deckenbeleuchtung der Garage tauchte die Tische, die Emma zu einer großen Arbeitsfläche zusammengestellt hatte, in gelbliches Licht. Der Mann stieß den nächstgelegenen Tisch um, und weitere Petrischalen, Reagenzgläser und sogar ein Mikroskop fielen mit lautem Krach zu Boden.

»Aufhören!« Ihre Stimme war laut, aber heiser.

Der Mann erstarrte. Erst jetzt sah sie die Machete in seiner Hand. Mit ihr hatte er die Gegenstände vom Tisch gefegt.

»Das da ist meine Arbeit. Sie haben hier nichts zu suchen.«

Der Mann blieb ganz still stehen. Er gab keinen Laut von sich und hatte das Gesicht abgewandt.

Hinter sich hörte Emma Kies knirschen.

»Er gehorcht nur mir.«

Am Rand der Einfahrt stand eine Frau. Das schwache Mondlicht beschien ihre dunkle Haut. Sie hatte sich ein Tuch um die Haare gewickelt und trug einen Pareo um die Hüften. Sie lächelte. Ihre geraden weißen Zähne, die in der Nacht förmlich zu leuchten schienen, verliehen ihrer Erscheinung etwas Wildes. Emma sah sie an. Der harte Ausdruck in ihren Augen beunruhigte sie am meisten. Sie offenbarten

ihre Instinkte, als es darauf ankam, sofort wieder hellwach gewesen. Kein Laut kam über ihre Lippen.

Schwarze Magie war eine beängstigende Sache, aber Emma wusste, dass das Gefährliche dieser Botschaft weder in dem Häufchen Federn noch in der Vogelkralle oder dem Pentagramm steckte. Die eigentliche Bedrohung – das hatte sie die Erfahrung gelehrt – ging von den Menschen aus, die für die unappetitliche Hinterlassenschaft auf ihrer Anrichte verantwortlich waren. Und die gehörten der ganz normalen Körperwelt an.

Dass sie so still stehen blieb, geschah noch aus einem zweiten, rein praktischen Grund. Falls sich die Eindringlinge nicht mehr im Haus befanden, war es durchaus möglich, dass sie irgendwo im Garten auf sie lauerten, weil sie dachten, Emma würde Hals über Kopf zur Haustür hinaus und zu ihrem Wagen stürzen. Auch in dieser Sache musste Emma sie enttäuschen. Sie ließ sich in ihrem Verhalten nur selten von Panik leiten.

Aus dem Becher neben dem Telefon nahm sie einen Bleistift, der an einem Ende einen Radiergummi hatte, und mit diesem stocherte sie nun vorsichtig in dem Federhäufchen. Unter den Federn kam die Puppe zum Vorschein. Sie war mit groben Stichen aus Jute zusammengenäht, hatte Haare aus brauner Wolle und zwei schwarze Filzkreise als Augen. In ihrer Stirn steckte ein Zahnstocher.

Emma musste über diesen amateurhaften Versuch, ihr Angst einzujagen, lachen. Sie fürchtete sich nicht vor Geistern oder Dämonen oder nächtlichem Gepolter. Wenn etwas Lärm machte, stand so gut wie immer ein Mensch, ein Tier oder irgendeine andere physikalische Erscheinung dahinter.

Plötzlich hörte sie weit entfernt das Klirren von Glas. Jemand war in der Garage.

Sie ließ den Bleistift fallen und rannte quer durchs dunkle

einen Menschen ohne Seele, wie die schwarz gewandeten Hexen im Sudan, die den marodierenden Soldatentrupps folgten und Trommeln schlugen, während die Soldaten in den Dörfern die Menschen niedermetzten. Alles an dieser Frau war abstoßend. Emma musste sich zusammenreißen, um nicht vor der bösen Energie, die sie ausströmte, zurückzuweichen.

»Er ist mein Sklave«, erklärte die Unbekannte. »Ein Zombie.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich«, gab Emma in scharfem Tonfall zurück. Sie wusste, dass sie weder Angst zeigen, noch der bizarren Behauptung der Frau in irgendeiner Weise Glauben schenken durfte. Aber es fiel ihr schwer. Sie war nicht darauf vorbereitet gewesen, mitten in der Nacht auf einer karibischen Insel dem leibhaftigen Bösen gegenüberzutreten. Trotzdem war sie entschlossen, sich nicht einschüchtern zu lassen. »Dieser Mann hat Hausfriedensbruch begangen. Genau wie Sie.« Ihre Wut drohte überzukochen, als sie daran dachte, dass er mutwillig ihre ganze Arbeit zerstört hatte.

Mit betont langsamen, wiegenden Schritten kam die Frau näher. »Sie sind diejenige, die auf dieser Insel den Frieden stört. Wir gehören hierher, Sie nicht. Verschwinden Sie. Und nehmen Sie Ihre Gläser und Röhrchen und Experimente mit.«

Emma warf verstohlen einen Blick auf den Mann. Der stand noch immer völlig reglos an derselben Stelle. Es war geradezu unheimlich, und ein Schauer überlief sie. Sie ärgerte sich, weil sie nicht daran gedacht hatte, ihr Handy mitzunehmen. Sie wollte die beiden auf keinen Fall aus den Augen lassen, und sei es nur für die kurze Zeit, die sie brauchen würde, um ins Haus zu laufen und es zu holen. Sie befürchtete, dass sie dann noch mehr Schaden anrichten würden.

»Ich habe die Sauerei gesehen, die Sie in meinem Flur hinterlassen haben«, sagte sie. »Ich werde die Insektopolizei anrufen und den Einbruch melden.«

Die Frau stieß ein leises, widerliches Lachen aus. »Die Polizei weiß, dass man sich besser nicht mit einer Voodoo-Mambo anlegt.«

Emma war froh, dass der Mann während des gesamten Wortwechsels sich nicht rührte. So musste sie nicht beide gleichzeitig im Auge behalten. Sie machte einen Schritt auf die Frau zu.

»Aber *ich* weiß das nicht, und ich sage es Ihnen jetzt noch einmal: Verschwinden Sie! Auf der Stelle! Dasselbe gilt für Ihren Handlanger. Und ersparen Sie mir Ihr abstruses Gefasel von Zombies.«

Die Frau hob eine Braue. »Ah, die Wissenschaftlerin in Ihnen glaubt mir nicht? Seien Sie gewarnt. Sie haben keine Ahnung, worauf Sie sich einlassen. Ein Wort von mir, und er wird Sie aufschlitzen. Mit ihm können Sie nicht diskutieren.«

»Ich erinnere mich auch nicht daran, eine Diskussion angeboten zu haben. Ich habe gesagt, Sie sollen verschwinden. Beide.« Erneut warf Emma dem Mann einen Blick zu. Mit einer Machete in der Hand musste man kein Zombie sein, um ihr gefährlich zu werden. Ein gewöhnlicher Mensch aus Fleisch und Blut reichte da völlig aus.

Die Frau machte ihm mit der Hand ein Zeichen. »Töte sie!«, befahl sie.

Von einer auf die andere Sekunde kam Leben in den Mann. Er hob die Machete und wollte sich auf Emma stürzen. Sie waren nur wenige Schritte voneinander entfernt. Sein Haar hing ihm in dicken Rastazöpfen über den Rücken, und sein Gesicht war zu einer seltsamen Fratze verzerrt. Die Machete schwingend, kam er auf sie zu, und jetzt erst sah Emma, dass sein Blick nicht geradeaus, sondern nach oben gerichtet war.

Es schien, als hätte er keinerlei Kontrolle über seinen Körper, als würde er von einer Kraft außerhalb seiner selbst gelenkt. Die Zunge, die in seinem Mund unaufhörlich hin und her zuckte, machte seinen Anblick noch furchterregender. Er stieß einen gellenden Schrei aus.

Emma wirbelte herum und rannte los, zurück in Richtung Villa. Hinter sich hörte sie das raue Lachen der Priesterin und die Schritte ihres Verfolgers auf dem Kies der Einfahrt. Ihr wurde klar, dass der Mann wahnsinnig war und, sollte er sie erwischen, keine Gnade kennen würde.

Sie hatte die Glastüren zur Küche erreicht, riss sie auf, stolperte hinein und warf sich von innen mit dem Rücken dagegen. Sie drehte sich um und schob den Riegel vor, gerade als der Mann mit den Händen gegen die Scheibe stieß. Die Machete knallte gegen das Glas.

Der Mann blieb schwer atmend stehen. Seine seltsam verdrehten Augen starrten immer noch himmelwärts. Emma stürzte zum Telefon auf dem Tresen, wählte die Nummer der Inselpolizei und warf dann einen Blick über die Schulter.

Der Mann war verschwunden.

2

Cameron Sumner saß am Black-Jack-Tisch und sah dem Croupier beim Austeilen der Karten zu. Die Frau zu seiner Linken tat dasselbe. Sie hatte lange blonde Haare, eine sinnliche Figur, ein hübsches Gesicht mit braunen Augen und keinen Ehering am Finger. Er schätzte sie auf etwa achtundzwanzig, nur wenige Jahre jünger als er selbst. Es war ungewöhnlich, dass sich eine so junge Frau ohne Begleitung

im Casino aufhielt. Vielleicht ist sie spielsüchtig, überlegte er, verwarf den Gedanken aber sofort wieder. Sie wirkte weder verzweifelt noch nervös und schwitzte auch nicht vor Aufregung wie die meisten chronischen Spieler. Sumner war bereits aufgefallen, dass sie früher oder später immer zu ihm an den Tisch kam, egal, wo er gerade saß. Sie sprach ihn jedoch nie an. Ihre Spielweise war klug und methodisch. Sie verlangte eine weitere Karte, wann immer der Nachteil bei der Bank lag, und hielt sich ansonsten zurück. Auf diese Weise gewann sie drei von vier Blättern.

Sumner konzentrierte sich auf sein eigenes Spiel. Wenn er eine Karte haben wollte, zeigte er dies dem Croupier an, indem er leicht mit seinem Blatt über den Tisch schabte. Wünschte er keine weitere Karte, signalisierte er dies per Handzeichen – genau wie die blonde Unbekannte. Als die Kellnerin an ihren Tisch kam, bestellte Sumner bei ihr einen Maker's Mark, die blonde Frau ein Selterswasser mit Zitrone. In dem Augenblick wusste er, dass sie im Casino war, weil jemand sie auf ihn angesetzt hatte. Sie war im Dienst, deshalb trank sie nicht.

Er spielte die Partie zu Ende, gab dem Croupier ein Trinkgeld, nahm seine Jetons und stand vom Tisch auf. Mit seinem Glas in der Hand zog er weiter zum Roulette-Tisch, wo er auf seine Lieblingszahl setzte: zweiunddreißig. Er hatte früher einmal eine Freundin gehabt, die an seiner abenteuerlustigen Seite schier verzweifelt war, bis sie angefangen hatte, sich für Numerologie zu interessieren. Die Zahl seines Lebenspfads sei zweiunddreißig, hatte sie mit einem Schulterzucken verkündet, die Sucht nach Gefahr liege ihm folglich im Blut. Danach hatte sie sich nie wieder beklagt. Er selbst glaubte nicht an die Magie der Zahlen, aber immer wenn er die Zweiunddreißig spielte, musste er an diese Freundin denken. Er schmunzelte.

Zwanzig Minuten später kam die Blondine ihm hinter-

her. Sie wählte einen Platz, von dem aus sie ihn bequem beobachten konnte, allerdings nicht am selben Tisch. Sie würde schon noch näher rücken, dessen war Sumner sich sicher.

Und tatsächlich: Nachdem weitere zwanzig Minuten verstrichen waren, kam sie herübergeschlendert, setzte sich auf den leeren Stuhl neben seinem und versuchte, über den Tisch zu langen, um ihren Einsatz auf einem Feld auf der anderen Seite des Tableaus zu platzieren.

»Verzeihung«, sagte sie, als sie sich an ihm vorbeibeugte. Er roch ihr Parfüm und erhaschte einen Blick auf den Ansatz ihrer Brüste in der tief, allerdings nicht zu tief ausgeschnittenen Bluse.

»Aber nicht doch«, erwiderte er und rutschte auf seinem Stuhl ein wenig nach hinten, um ihr Platz zu machen. Die Roulettescheibe setzte sich in Bewegung, und diesmal landete die Kugel auf der Zweiunddreißig. Der Croupier zählte Sumners Gewinn ab und schob ihn mit dem Rechen zu ihm hin.

Sumner hatte beruflich auf der kleinen Insel St. Martin zu tun. Als Bereichsleiter beim Air Tunnel Denial Program flog er Abfangflugzeuge für die United States Southern Hemisphere Drug Defense Agency. Normalerweise operierten er und sein Team von Key West aus, aber nach einem jüngst beobachteten Anstieg von Drogenflügen über dem Gebiet der Karibik, insbesondere der Westindischen Inseln, hatte sich der Fokus des ATD verschoben. Sumners Aufgabe bestand darin, verdächtige, unterhalb des Radars fliegende Flugzeuge aufzuspüren, sie vor dem Eindringen in amerikanischen Luftraum zu warnen und entweder abzufangen oder gegebenenfalls die Piloten nach der Landung zu verhaften. Darüber hinaus sollte er auch ermitteln, woher die Flugzeuge kamen, und die Hintermänner der Drogenoperation ausfindig machen.